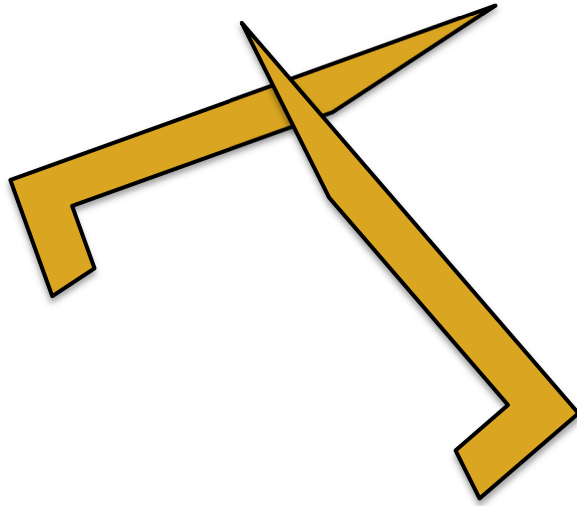




Teilen

September 2025

Martin

Teilen

....die etwas «andere Geschichte»

Was, wenn das, was wir am meisten brauchen,
nicht in uns, sondern zwischen uns liegt?

Was, wenn das grösste Glück nicht im Haben,
sondern im Geben wohnt?

Und was, wenn das

Teilen

nicht nur eine Tugend, sondern der Ursprung allen
Sinns ist?

Teilen – Das Buch

„**Teilen**“ ist ein erzählendes Buch über das, was uns im Innersten verbindet – nicht Besitz, nicht Erfolg, sondern das Teilen. Es beginnt mit einer mystischen Szene: Menschen sitzen in einem Kreis, jeder hat etwas, aber niemand gibt. Der Kreis bleibt leer – und mit ihm die Herzen. Von dort aus entfaltet sich eine Reise durch verschiedene Leben, in denen Menschen auf ihre eigene Weise entdecken, was es heisst, wirklich zu teilen.

Ein Mann, der alles hat, aber niemanden. Eine Frau, die ihr Leben online teilt, aber sich selbst verliert. Eine Gemeinschaft, die alles gemeinsam besitzt – und doch fast zerbricht. Und ein Kind, das lernt, dass ein Ball erst dann Freude macht, wenn man ihn weitergibt.

Im Laufe der Geschichten wird klar: Teilen ist mehr als eine Geste. Es ist eine Haltung, eine Entscheidung – manchmal leicht, manchmal schmerzhaft, aber immer verbindend.

Am Ende schliesst sich der Kreis. Diesmal nicht leer, sondern gefüllt mit Vertrauen, Geschichten und Menschlichkeit.

„Teilen“

ist ein stilles, kraftvolles Buch über das, was bleibt,
wenn alles andere vergeht.

Und über die Erkenntnis, dass das, was wir geben,
oft das ist, was uns selbst heilt.

Und bereit zum Teilen?

Inhalt

Prolog: Der Ruf	6
Teil I: Die Welt der Spiegel	8
Der Mann mit dem vollen Kühlschrank	10
Die Gruppe ohne Namen	13
Die Frau im Glashaus	15
Der Junge mit dem Ball	17
Teil II: Wenn Teilen Leben wird	19
Felix und das Fenster zur Welt	20
Mira und die Stimmen der Anderen	22
Samira und das leere Blatt	24
Die Gruppe und das Feuer	26
Teil III: Die Erkenntnis	29
Felix und der leise Wandel	30
Mira und das Echo	32
Die Gruppe und der Kreis	34
Der Tag am Fluss	36
Epilog: Der gefüllte Kreis	38

Prolog: Der Ruf

Es war einmal ein Ort, den niemand kannte und den niemand benennen konnte. Kein Land, keine Stadt, kein Dorf – nur ein Kreis. Ein Kreis aus Menschen, die sich gegenüber saßen, schweigend, wartend, suchend.

Jeder von ihnen trug etwas bei sich. Ein Stück Brot. Ein Lied auf den Lippen. Eine Geschichte im Herzen. Ein Werkzeug in der Hand. Ein Blick voller Wärme. Ein Lächeln, das nie gezeigt wurde.

Doch niemand reichte etwas weiter. Niemand fragte. Niemand bot an. Niemand wagte den ersten Schritt.

Und so saßen sie da – reich an Dingen, arm an Verbindung. Die Luft war schwer, nicht von Worten, sondern von Möglichkeiten, die nie genutzt wurden. Die Zeit verging, aber nichts veränderte sich. Der Kreis blieb leer. Und obwohl sie alles hatten, waren sie leer.

Dann, eines Tages, erhob sich ein Wind. Er kam nicht von aussen, sondern aus der Mitte des Kreises. Er trug keine Kälte, sondern eine Frage. Eine Frage, die nicht laut war, aber durch Mark und Bein ging:

„Was besitzt du wirklich, wenn du es nicht teilen kannst?“

„Was bleibt von dir, wenn du alles für dich behältst?“

„Was ist ein Leben wert, das nur für sich selbst gelebt wird?“

Die Menschen blickten sich an. Zum ersten Mal. Nicht mit den Augen, sondern mit dem Herzen. Und in diesem Moment geschah etwas. Ein Kind reichte sein Stück Brot weiter. Ein alter Mann begann zu erzählen.

Eine Frau sang ein Lied, das sie nie zuvor gesungen hatte. Ein Werkzeug wurde weitergegeben, ein Blick erwidert, ein Lächeln geteilt.

Der Kreis füllte sich. Nicht mit Dingen, sondern mit Leben. Mit Verbindung. Mit Sinn.

Und die Stimme im Wind flüsterte erneut – leiser diesmal, fast zärtlich:

„Teilen ist der Anfang von allem. Ohne es bleibt alles, was du hast, bedeutungslos. Denn was du nicht teilst, war nie wirklich deins.“

Teil I: Die Welt der Spiegel

Wir leben in einer Welt voller Spiegel. Spiegel, die uns zeigen, wer wir sind – oder wer wir zu sein glauben. Spiegel, die uns vergleichen, bewerten, trennen. In dieser Welt scheint jeder für sich zu leben. Jeder kämpft für das Eigene, das eigene Glück, den eigenen Platz, das eigene Recht.

Doch was, wenn diese Spiegel nicht die Wahrheit zeigen? Was, wenn sie uns nur voneinander trennen – und nicht verbinden? Was, wenn das, was wir suchen, nicht im Spiegelbild liegt, sondern im Blick des Anderen?

In diesem ersten Teil begegnen wir Menschen, die in solchen Spiegeln leben. Manche sind stolz auf ihr Spiegelbild, andere zerbrechen daran. Manche halten fest, was sie haben, aus Angst, es zu verlieren. Andere geben auf, bevor sie überhaupt beginnen.

Doch in jeder dieser Geschichten liegt ein Moment verborgen – ein Moment, in dem sich der Spiegel in ein Fenster verwandeln kann. Ein Fenster zu einem anderen Menschen. Ein Fenster zu einer anderen Möglichkeit. Ein Fenster zum Teilen.

Denn vielleicht beginnt das wahre Leben dort, wo wir aufhören, uns selbst zu betrachten – und anfangen, einander zu sehen.

Der Mann mit dem vollen Kühlschrank

Felix war ein Mann, der nichts brauchte. Zumindest nicht auf den ersten Blick.

Er lebte in einer modernen Wohnung im vierten Stock eines Neubaus, mit Blick auf den Fluss und automatischen Jalousien, die sich je nach Sonnenstand bewegten. Sein Kühlschrank war immer voll – akkurat sortiert, farblich abgestimmt, mit allem, was das Herz begehrt: exotische Früchte, Bio-Käse, frisch gepresste Säfte, hausgemachte Pasta. Er bestellte regelmässig, kochte selten, ass oft allein.

Felix war erfolgreich. Er arbeitete als Berater für digitale Transformation, reiste viel, sprach in Konferenzen über Effizienz, Wachstum und Innovation. Seine Wohnung war still, sauber, durchdacht. Alles hatte seinen Platz. Nur er selbst schien manchmal keinen zu haben.

Eines Abends, als er gerade dabei war, ein neues Rezept aus einem Gourmet-Newsletter nachzukochen – Zitronenrisotto mit grünem Spargel – hörte er ein leises Klopfen. Nicht an seiner Tür, sondern irgendwo im Flur. Zögerlich öffnete er. Nichts. Nur Stille.

Am nächsten Tag wieder. Und am übernächsten.
Immer gegen Abend. Immer leise. Immer ohne
Antwort.

Neugierig geworden, fragte er schliesslich den
Hausmeister.

„Ach, das ist wahrscheinlich Frau Baumgartner. Die
wohnt nebenan. Seit ihr Mann gestorben ist,
vergisst sie manchmal, dass sie schon geklopft hat.
Oder warum sie überhaupt klopft.“

Felix nickte. Er hatte sie nie wirklich
wahrgenommen. Eine alte Frau, grauhaarig, mit
einem leichten Zittern in den Händen. Immer höflich,
immer leise. Fast durchsichtig.

An diesem Abend kochte er wieder. Diesmal mehr.
Viel mehr. Er klopfte an ihre Tür. Sie öffnete
langsam, überrascht. „Ich dachte, ich bringe Ihnen
etwas zu essen“, sagte er unbeholfen. Sie lächelte.
Nicht höflich. Sondern warm. „Das ist sehr
freundlich. Wissen Sie, ich koche nicht mehr viel. Es
ist nicht dasselbe, wenn man allein isst.“

Sie assen gemeinsam. In ihrer kleinen Küche,
zwischen alten Fotos und verblassten Vorhängen.
Sie erzählte von ihrem Mann, von früher, von
Dingen, die niemand mehr fragte. Felix hörte zu.
Und zum ersten Mal seit Langem schmeckte ihm
das Essen wirklich.

Am nächsten Tag klopfte sie. Mit einem Apfelkuchen.

Am übernächsten brachte er Suppe. Und irgendwann war es kein Geben und Nehmen mehr. Es war einfach Teilen.

Der Kühlschrank war immer noch voll. Aber Felix war es auch. Nicht mit Dingen. Sondern mit Verbindung.

Die Gruppe ohne Namen

Tief in einem abgelegenen Tal, fernab von Städten, Strassen und Signalen, lebte eine Gruppe von Menschen, die keinen Namen trug. Sie nannten sich nicht „Gemeinschaft“, nicht „Kommune“, nicht „Bewegung“. Sie waren einfach da – miteinander.

Sie teilten alles: Nahrung, Kleidung, Werkzeuge, Wissen. Niemand besass etwas allein, und niemand war allein. Entscheidungen wurden gemeinsam getroffen, Arbeit wurde aufgeteilt, Erfolge gefeiert, Fehler getragen. Es war ein stilles, einfaches Leben – und für viele von ihnen ein erfülltes.

Doch dann kam ein Fremder. Er nannte sich Jonas. Er war freundlich, neugierig, offen – und voller Fragen.

„Warum teilt ihr alles?“

„Was, wenn jemand mehr will?“

„Was, wenn jemand nichts geben kann?“

„Was, wenn jemand nicht teilen will?“

Zuerst lachten sie. Dann schwiegen sie. Dann begannen sie zu zweifeln.

Jonas blieb. Er half mit, stellte keine Forderungen, aber seine Fragen blieben wie kleine Steine im Schuh. Unangenehm. Unübersehbar.

Eines Abends, beim gemeinsamen Essen, stellte er eine letzte Frage: „Ist Teilen noch Teilen, wenn man keine Wahl hat?“

Die Gruppe verstummte. Einige blickten zu Boden. Andere sahen sich an – zum ersten Mal nicht als Teil eines Ganzen, sondern als Einzelne.

Am nächsten Morgen war das Brot nicht mehr auf dem grossen Tisch, sondern in kleinen Körben. Werkzeuge lagen nicht mehr offen, sondern in privaten Kisten. Gespräche wurden kürzer, Blicke vorsichtiger.

Die Gruppe war noch da – aber das Gefühl war ein anderes.

Erst als Jonas ging, wurde ihnen klar, was geschehen war. Er hatte nichts zerstört. Er hatte nur gezeigt, dass echtes Teilen nicht im System liegt, sondern im Herzen. Nicht im Müssen, sondern im Wollen. Nicht im Gleichmachen, sondern im Anerkennen der Unterschiede.

Langsam begannen sie, sich wieder zu öffnen. Nicht, weil es die Regel war. Sondern weil sie es wollten. Weil sie spürten: Teilen ist kein Zustand. Es ist eine Entscheidung. Immer wieder neu.

Und so lebte die Gruppe weiter – ohne Namen, aber mit einer neuen Tiefe. Sie teilten nicht mehr alles. Aber das, was sie teilten, war echt.

Die Frau im Glashaus

Mira lebte in einem Haus aus Glas.

Nicht aus echtem Glas – sondern aus Bildern, Posts, Stories. Sie war Influencerin. Ihr Leben war ein offenes Buch, sorgfältig kuratiert, perfekt ausgeleuchtet, mit Filtern versehen. Jeden Tag teilte sie etwas: ihr Frühstück, ihre Gedanken, ihre Outfits, ihre Routinen. Sie hatte Hunderttausende Follower, Kooperationen mit grossen Marken, Einladungen zu Events, Reisen, Interviews.

Und doch war sie allein.

Nicht einsam – das hätte sie nie zugegeben. Aber leer. Denn das, was sie teilte, war nicht sie. Es war ein Bild von ihr. Eine Version. Eine Fassade.

Eines Tages, auf dem Weg zu einem Shooting in der Altstadt, blieb sie stehen. Ein Strassenmusiker spielte ein altes Lied – rau, schief, aber voller Seele. Um ihn herum standen Menschen. Nicht viele. Aber sie blieben. Sie hörten zu. Sie gaben Münzen. Manche lächelten. Einer weinte.

Mira blieb auch stehen. Nicht wegen der Musik. Sondern wegen der Echtheit. Da war nichts inszeniert. Kein Filter. Kein Hashtag. Nur ein Mensch, der etwas gab – ohne zu wissen, ob er etwas zurückbekam.

Nach dem Lied ging sie zu ihm. „Warum machst du das?“, fragte sie. Er zuckte mit den Schultern. „Weil ich nichts anderes habe. Und weil ich es liebe, zu geben.“

Sie nickte. Und ging weiter. Aber etwas blieb.

Am Abend postete sie kein Bild. Kein Reel. Kein Zitat.

Stattdessen schrieb sie einen Satz:

„Heute habe ich zum ersten Mal etwas empfangen, das nicht für die Kamera war.“

Die Reaktionen waren gemischt. Manche verstanden es. Andere nicht. Aber das war ihr egal.

Am nächsten Tag ging sie wieder zu dem Musiker. Diesmal brachte sie Tee. Und setzte sich zu ihm. Sie sang mit. Schief. Unsicher. Aber echt.

Und zum ersten Mal seit Langem teilte sie wirklich etwas. Nicht mit der Welt. Sondern mit einem Menschen.

Der Junge mit dem Ball

Es war ein sonniger Nachmittag auf dem Spielplatz. Die Luft war erfüllt vom Lachen der Kinder, dem Quietschen der Schaukeln und dem rhythmischen Klopfen eines Balls auf Asphalt.

Luca, sechs Jahre alt, hatte einen neuen Ball. Rot, glänzend, perfekt rund. Er hatte ihn zum Geburtstag bekommen und trug ihn seitdem überall mit sich. Er war stolz. Es war sein Ball. Nur seiner.

Er warf ihn hoch, fing ihn auf, liess ihn rollen, trat ihn gegen die Wand. Immer wieder. Immer allein.

Zwei andere Kinder standen am Rand des Platzes. Ein Junge und ein Mädchen, etwa in seinem Alter. Sie beobachteten ihn. Sagten nichts. Lächelten. Warteten.

Luca sah sie. Und sah weg. Er spielte weiter. Noch ein Wurf. Noch ein Tritt. Noch ein Blick.

Dann passierte es. Der Ball rollte zu weit. Direkt vor die Füße des anderen Jungen. Ein Moment der Entscheidung.

Luca hätte rufen können: „Gib ihn zurück!“ Er hätte hinlaufen können, ihn sich nehmen. Aber er tat etwas anderes.

Er blieb stehen. Nickte. Und sagte: „Willst du mitspielen?“

Der Junge strahlte. Das Mädchen kam dazu. Sie spielten zu dritt. Erst vorsichtig, dann wild, dann lachend. Der Ball flog, rollte, sprang – und war plötzlich mehr als ein Spielzeug. Er war eine Brücke.

Als Lucas Mutter ihn später abholte, fragte sie: „Und, wie war dein neuer Ball?“ Luca grinste. „Jetzt ist er noch besser. Jetzt gehört er uns allen.“

Teil II: Wenn Teilen Leben wird

Teilen beginnt oft klein – mit einem Blick, einem Stück Brot, einem Ball. Doch was geschieht, wenn das Teilen nicht nur eine Geste bleibt, sondern zu einer Notwendigkeit wird? Wenn es nicht mehr nur um Freundlichkeit geht, sondern ums Überleben, ums Glück, um das, was uns wirklich verbindet?

In diesem Teil entwickeln sich die Geschichten weiter.

Die Menschen, die wir kennengelernt haben – Felix, Mira, Luca, die namenlose Gruppe – stehen vor neuen Herausforderungen. Sie begegnen Momenten, in denen das Teilen nicht mehr nur eine Option ist, sondern der Schlüssel zu etwas Grösserem: Zu Gemeinschaft. Zu Heilung. Zu Sinn.

Hier wird das Teilen zur Kraft. Nicht als Pflicht, sondern als Möglichkeit. Nicht als Ideal, sondern als Weg.

Felix und das Fenster zur Welt

Seit jenem Abend mit Frau Baumgartner war etwas in Felix aufgebrochen. Etwas, das lange verschlossen gewesen war – vielleicht aus Gewohnheit, vielleicht aus Angst. Er konnte es nicht genau benennen. Aber es fühlte sich an wie ein Fenster, das sich geöffnet hatte. Und durch das nun frische Luft in sein Leben strömte.

Was mit einer Suppe begonnen hatte, wurde zu einer Gewohnheit. Einmal in der Woche kochte er für sie.

Einmal in der Woche erzählte sie ihm Geschichten aus einer Welt, die er nie gekannt hatte. Und irgendwann fragte sie ihn: „Warum nur für mich? Warum nicht für andere auch?“

Felix dachte nach. Er hatte Zeit. Er hatte Geld. Er hatte Fähigkeiten. Und er hatte einen leeren Gemeinschaftsraum im Erdgeschoss des Hauses, der seit Jahren ungenutzt war.

Zwei Wochen später hing ein Zettel im Treppenhaus:

„Offene Küche – jeden Donnerstagabend. Wer Hunger hat, kommt. Wer helfen will, auch. Wir teilen, was wir haben.“

Beim ersten Mal kamen drei Leute. Beim zweiten Mal acht. Beim dritten Mal stand jemand mit einem Topf Suppe vor der Tür, den er selbst gekocht hatte.

Es kamen Alte und Junge, Alleinstehende und Familien, Menschen mit Geschichten, die sonst niemand hörte. Sie brachten Brot, Salat, Lieder, Instrumente, Erinnerungen. Und Felix? Er kochte. Er hörte zu. Er lachte. Und er merkte: Er war nicht mehr allein.

Eines Abends, als der Raum voller Stimmen war und der Duft von Linseneintopf in der Luft lag, stand Frau Baumgartner auf. Sie hob ihr Glas und sagte: „Früher dachte ich, Teilen heisst, etwas zu verlieren. Heute weiss ich: Es heisst, etwas zu gewinnen, das man allein nie finden kann.“

Felix sah sich um. Er sah keine Fremden mehr. Er sah Nachbarn. Freunde. Menschen, die sich nicht kannten – und doch verbunden waren.

Und er wusste: Das Fenster, das sich geöffnet hatte, war nicht nur seins. Es war ein Fenster zur Welt. Und es blieb offen.

Mira und die Stimmen der Anderen

Mira hatte aufgehört, sich selbst zu inszenieren.
Nicht plötzlich, nicht radikal – aber Stück für Stück.
Was früher ihr Leben war – Likes, Filter,
Kooperationen – fühlte sich plötzlich hohl an.
Nicht falsch. Nur leer.

Seit sie dem Strassenmusiker begegnet war, hatte
sich etwas verändert. Sie begann, sich umzusehen.
Nicht durch die Linse ihres Smartphones, sondern
mit offenen Augen. Und sie sah Menschen. Nicht
Follower. Nicht Zielgruppen. Menschen.

Eines Tages setzte sie sich in ein kleines Café,
nahm ein Notizbuch mit – kein Tablet, kein Mikrofon
– und sprach jemanden an. Eine ältere Frau, die
allein am Fenster sass. „Darf ich Sie etwas
fragen?“, begann Mira. Die Frau nickte vorsichtig.
„Was ist das Wichtigste, das Sie je geteilt haben?“

Die Frau dachte lange nach. Dann sagte sie: „Meine
Geschichte. Weil sie sonst niemand gekannt hätte.“

Mira schrieb mit. Nicht für Klicks. Nicht für
Reichweite.

Sondern weil sie spürte: Diese Geschichte war ein
Geschenk. Und sie wollte sie bewahren.

So begann etwas Neues. Mira nannte es „Stimmen
der Anderen“.

Sie sprach mit Menschen auf der Strasse, im Park, in Wartezimmern, auf Bahnhöfen. Sie hörte zu. Und sie teilte – mit Erlaubnis – ihre Geschichten. Nicht geschönt. Nicht bearbeitet. Echt.

Ihre Followerzahl sank. Aber die Kommentare wurden tiefer. Menschen schrieben: „Ich habe mich in dieser Geschichte wiedergefunden.“ „Danke, dass du das geteilt hast.“ „Ich habe geweint. Und gelächelt.“

Mira verstand: Früher hatte sie sich selbst geteilt – aber nur die Oberfläche. Jetzt teilte sie etwas Grösseres. Etwas, das verband. Etwas, das heilte.

Und manchmal, wenn sie allein war, dachte sie an den Musiker. Sie hatte ihn nie wieder gesehen. Aber seine Melodie klang noch in ihr nach.

Samira und das leere Blatt

Samira war neu in der Stadt. Neu in der Sprache, neu in der Kultur, neu im Leben, das sie sich nicht ausgesucht hatte. Sie war geflüchtet – aus einem Land, das sie liebte, aber das sie nicht mehr lieben konnte. Jetzt sass sie in einem Sprachkurs, zwischen fremden Gesichtern, mit einem Heft vor sich, das leer blieb.

Sie konnte schreiben. Aber nicht das, was sie fühlte. Nicht in dieser Sprache. Nicht in dieser Welt.

Eines Tages kam eine junge Frau in den Kursraum. Sie stellte sich als Freiwillige vor. „Ich heisse Lea. Ich bin keine Lehrerin. Ich bin Zuhörerin.“ Sie legte ein grosses Blatt Papier auf den Tisch. „Heute schreiben wir nicht. Heute teilen wir.“

Die anderen schauten sich an. Lea holte bunte Stifte hervor. „Malt, schreibt, kritzelt – was euch bewegt. Was ihr vermisst. Was ihr hofft.“

Samira zögerte. Dann nahm sie einen blauen Stift. Sie zeichnete ein Haus. Dann ein Herz. Dann ein zerbrochenes Boot. Dann eine Hand, die eine andere hält.

Lea sah es sich an. Sie sagte nichts. Aber sie lächelte. Und Samira wusste: Sie hatte etwas geteilt. Ohne Worte. Und es war angekommen.

In den Wochen danach wurde das Blatt voller. Nicht nur von Samira. Auch von den anderen. Ein Mosaik aus Farben, Zeichen, Erinnerungen, Träumen.

Und irgendwann, ganz leise, begann Samira zu sprechen. Erst einzelne Wörter. Dann Sätze. Dann Geschichten.

Nicht, weil sie musste. Sondern weil sie durfte. Weil jemand ihr Raum gegeben hatte. Weil jemand geteilt hatte – Zeit, Geduld, Vertrauen.

Und Samira verstand: Teilen ist nicht nur Geben. Es ist Erkennen. Es ist Sehen. Es ist der Moment, in dem ein leeres Blatt zu einem Zuhause wird.

Die Gruppe und das Feuer

Der Winter kam früh in jenem Jahr. Die Nächte wurden kalt, das Holz knapp, die Vorräte gingen zu Neige. Die Gruppe im Tal, die einst alles geteilt hatte, war nicht mehr dieselbe. Seit Jonas gegangen war, war etwas geblieben – nicht er selbst, sondern seine Fragen.

Manche begannen, Dinge zurückzuhalten. Ein Sack Mehl hier, ein paar Äpfel dort. Nicht aus Bosheit. Aus Vorsicht. „Man weiss ja nie“, sagten sie. „Vielleicht brauchen wir es später.“

Andere hielten dagegen. „Wenn wir jetzt aufhören zu teilen, verlieren wir, was uns ausmacht.“ „Aber was, wenn wir alles geben – und nichts zurückbekommen?“, kam die Antwort.

Die Gemeinschaft war noch da. Aber sie war gespalten. Nicht offen. Nicht feindlich. Aber leise, schleichend.

Dann, in einer besonders kalten Nacht, geschah es. Ein Feuer brach aus. Ein alter Ofen, ein Funke, ein Windstoss – und das Lagerhaus, in dem sie ihre Vorräte aufbewahrten, stand in Flammen.

Sie rannten. Löschten. Retteten, was sie konnten. Aber am Ende war fast alles verloren.

Am nächsten Morgen saßen sie zusammen.
Erschöpft. Verfroren. Still.

Dann stand eine der Ältesten auf. Sie war sonst leise, zurückhaltend. Jetzt sprach sie mit fester Stimme:

„Wir haben geglaubt, das Teilen sei ein Ideal. Etwas Schönes, das man sich leisten kann, wenn es genug gibt. Aber jetzt, wo wir fast nichts mehr haben, erkennen wir: Teilen ist keine Frage des Überflusses.

Es ist eine Entscheidung – gerade dann, wenn es schwerfällt.“

Sie holte ein kleines Glas Honig hervor – das Letzte aus ihrer Vorratskammer. Sie stellte es in die Mitte.

„Ich teile. Wer noch?“ Zuerst war es still. Dann stand ein junger Mann auf. Legte ein Stück Brot dazu. Eine Mutter brachte getrocknete Kräuter. Ein Kind legte eine Zeichnung hin.

Und plötzlich war der Tisch wieder voll. Nicht mit Reichtum. Aber mit Vertrauen.

In den Tagen danach begannen sie, neu zu bauen. Nicht nur das Lagerhaus. Sondern auch das, was sie fast verloren hatten: Das Vertrauen, dass Teilen nicht Schwäche ist – sondern Stärke. Nicht Risiko – sondern Verbindung.

Und sie gaben ihrer Gruppe zum ersten Mal einen Namen. Nicht offiziell. Nicht auf einem Schild. Nur im Herzen.

„Wir“.

Teil III: Die Erkenntnis

Teilen beginnt mit einer Geste. Es wächst durch Begegnung. Und es reift zur Erkenntnis.

In diesem letzten Teil geht es nicht mehr nur um Situationen oder Entscheidungen. Es geht um das, was bleibt. Was sich verändert hat – in den Menschen, in ihren Beziehungen, in ihrem Blick auf die Welt.

Felix, Mira, Luca, die Gruppe im Tal – sie alle haben erlebt, dass Teilen mehr ist als Geben. Es ist ein Spiegel, in dem wir uns selbst erkennen. Ein Band, das uns mit anderen verbindet. Ein Weg, der nicht immer leicht ist – aber immer wahr.

Jetzt, am Ende ihrer Reise, stehen sie an einem Punkt, an dem sie zurückblicken – und nach vorn. Und sie erkennen: Teilen ist nicht das Wichtigste im Leben.

Es ist das Leben.

Felix und der leise Wandel

Felix stand am Fenster seiner Wohnung und blickte hinunter auf den Innenhof. Es war Donnerstagabend.

Unten im Gemeinschaftsraum brannten Lichter, Stimmen hallten durch das Treppenhaus, jemand spielte Gitarre. Er lächelte.

Früher hätte er sich über den Lärm geärgert. Jetzt war es Musik.

Seit er begonnen hatte, mit Frau Baumgartner zu teilen, hatte sich sein Leben verändert – nicht schlagartig, sondern leise, fast unmerklich.

Wie Wasser, das Stein formt, hatte das Teilen ihn verändert. Nicht nur, was er tat. Sondern wer er war.

Er war kein anderer Mensch geworden. Aber ein ganzer.

Er dachte an die Menschen, die er nun kannte: Den jungen Mann aus dem dritten Stock, der nie grüsste – und jetzt regelmässig Brot buk. Die alleinerziehende Mutter, die früher kaum Zeit hatte – und nun jeden Donnerstag mit ihren Kindern kam. Frau Baumgartner, die wieder lachte.

Und sich selbst. Wie er früher alles hatte – und nichts spürte. Und wie er jetzt weniger hatte – aber mehr empfand.

Er ging hinunter. Nicht, weil er musste. Sondern weil er wollte.

Im Raum roch es nach Linsensuppe und frisch gebackenem Brot. Jemand erzählte eine Geschichte, ein Kind lachte, jemand weinte leise – und wurde gehalten.

Felix setzte sich dazu. Er sagte nichts. Er war einfach da.

Und in diesem einfachen Dasein erkannte er: Teilen war nicht nur das, was sie taten. Es war das, was sie verband. Es war das, was sie trug. Es war das, was blieb.

Mira und das Echo

Mira sass wieder auf der Bank, auf der sie dem Strassenmusiker zum ersten Mal begegnet war. Es war derselbe Platz, dieselbe Strasse, dieselbe Stadt – und doch war alles anders.

Sie hatte in den letzten Monaten viele Geschichten gesammelt. Nicht für Klicks. Nicht für Ruhm. Sondern weil sie spürte: Wenn Menschen gehört werden, verändert sich etwas. In ihnen. Und in denen, die zuhören.

Sie hatte gelernt, zu schweigen. Nicht aus Unsicherheit, sondern aus Respekt. Denn manchmal war das grösste Geschenk, das man geben konnte, Raum.

Die Serie „Stimmen der Anderen“ war gewachsen. Nicht viral. Aber tief. Menschen schrieben ihr Briefe. Nicht nur über die Geschichten – sondern über ihre eigenen. Sie wollten auch teilen. Nicht, um gesehen zu werden. Sondern um sich selbst zu erkennen.

Und Mira? Sie hatte sich verändert. Nicht äusserlich – obwohl sie kaum noch Make-up trug, keine Marken mehr präsentierte, keine Kooperationen mehr annahm. Sondern innerlich.

Sie war nicht mehr die Frau im Glashaus. Sie war eine Brücke geworden. Zwischen Welten. Zwischen Stimmen. Zwischen Herzen.

An diesem Tag auf der Bank hörte sie wieder Musik. Nicht vom selben Musiker – aber von einem Jungen, kaum älter als sechzehn, mit einer rostigen Gitarre und einer Stimme, die zitterte. Er sang nicht perfekt. Aber ehrlich.

Nach dem Lied ging sie zu ihm. „Darf ich deine Geschichte hören?“, fragte sie. Er sah sie an, überrascht. Dann nickte er.

Und Mira wusste: Das Teilen hatte kein Ende. Es war ein Kreis. Ein Echo. Und sie war ein Teil davon.

Die Gruppe und der Kreis

Der Frühling kam spät in jenem Jahr. Aber er kam.

Die Wiesen im Tal begannen zu blühen, das Wasser im Bach wurde klarer, und die Menschen der Gruppe – die sich einst fast verloren hatten – fanden langsam wieder zueinander.

Sie hatten den Winter überstanden. Nicht, weil sie genug hatten. Sondern weil sie genug gaben.

Das Feuer hatte vieles zerstört. Aber es hatte auch etwas freigelegt: Die Wahrheit, dass Teilen nicht bedeutet, alles gleich zu machen – sondern einander Raum zu geben. Raum für Unterschiedlichkeit. Für Schwäche. Für Stärke. Für Menschlichkeit.

Eines Abends schlug jemand vor, sich wieder im Kreis zu versammeln – wie früher. Nicht, um zu entscheiden. Nicht, um zu planen. Sondern einfach, um da zu sein.

Sie setzten sich auf die Wiese, in einem grossen Kreis. Kein Redestab. Kein Protokoll. Nur Menschen. Einige brachten Brot. Andere Musik. Manche nur ihre Stille.

Und dann geschah etwas Unerwartetes: Ein junger Mann, neu im Tal, trat in die Mitte. Er war erst vor wenigen Tagen angekommen, hatte kaum

gesprochen. Jetzt stand er da, mit zitternden Händen, und sagte: „Ich habe nichts. Aber ich möchte etwas geben.“

Er holte ein kleines, selbst geschnitztes Holzherz aus der Tasche. „Ich habe es gemacht, als ich noch unterwegs war. Es hat mir Mut gegeben. Jetzt soll es euch Mut geben.“

Er legte es in die Mitte des Kreises. Niemand sagte etwas. Aber alle spürten: Das war mehr als ein Geschenk. Es war ein Zeichen.

Ein Zeichen dafür, dass Teilen nicht von Besitz abhängt. Sondern von Bereitschaft. Von Vertrauen. Von Mut.

Und so saßen sie da, im Kreis. Nicht perfekt. Nicht gleich. Aber verbunden.

Und sie wussten: Der Kreis war nie leer gewesen. Sie hatten nur vergessen, hineinzusehen.

Der Tag am Fluss

Es war ein warmer Frühlingstag, einer von denen, an denen die Luft nach Neubeginn riecht.

Am Rand einer kleinen Stadt, dort wo der Fluss langsam fließt und die Bäume Schatten werfen, hatte sich eine bunte Gruppe versammelt. Kein offizielles Fest, kein Programm. Nur eine Einladung, die sich herumgesprochen hatte:

„Picknick am Fluss. Jeder bringt etwas mit. Jeder bringt sich mit.“

Felix kam mit einem grossen Topf Suppe und einem faltbaren Tisch. Mira brachte ihr Notizbuch und eine Kamera, die sie kaum noch benutzte. Samira kam mit selbstgebackenem Fladenbrot und einem Lächeln, das sie sich hart erarbeitet hatte. Die Gruppe aus dem Tal war mit einem alten Bus angereist – sie hatten Instrumente dabei, Geschichten und ein geschnitztes Herz, das sie in die Mitte eines Kreises legten. Und Luca, inzwischen etwas älter, kam mit seinem Ball – und mit zwei Freunden, die er unterwegs kennengelernt hatte.

Es war kein grosses Ereignis. Aber es war echt.

Menschen setzten sich zueinander, die sich nie zuvor gesehen hatten. Sie assen, lachten, hörten

zu. Mira schrieb mit, aber nicht für ein Publikum – nur für sich.

Felix kochte nach, was andere mitgebracht hatten. Samira erzählte ihre Geschichte – auf Deutsch, mit Pausen, mit Stolz. Die Gruppe spielte Musik, die niemand kannte, aber alle verstanden. Und Luca? Er spielte. Mit allen.

Am Abend, als die Sonne langsam hinter den Bäumen verschwand, saßen sie im Kreis. Wieder war da nichts Grosses. Nur ein Moment. Ein Blick. Ein Gefühl.

Und jemand – niemand wusste mehr, wer – sagte leise: „Vielleicht ist das hier das, was wir gesucht haben. Nicht das perfekte Leben. Sondern ein geteilter Moment, der bleibt.“

Sie nickten. Und schwiegen. Und wussten: Sie waren angekommen. Nicht an einem Ort. Sondern in einer Haltung.

Teilen war nicht mehr etwas, das sie taten. Es war das, was sie verband.

Epilog: Der gefüllte Kreis

Wieder war da ein Kreis. Nicht in einem bestimmten Land, nicht zu einer bestimmten Zeit. Ein Kreis aus Menschen – jung und alt, laut und leise, verletzt und heilend. Sie sassen beisammen, wie einst, als alles begann.

Doch diesmal war der Kreis nicht leer.

In der Mitte lagen keine Reichtümer, keine grossen Worte, keine Versprechen. Dort lagen kleine Dinge: Ein Stück Brot, das geteilt wurde. Ein Lied, das jemand zu singen wagte. Ein Holzherz, das von Hand geschnitzt war. Ein Blick, der sagte: „Ich sehe dich.“

Eine Geschichte, die jemand erzählte, obwohl sie weh tat.

Und mit jedem Teil, das in die Mitte gelegt wurde, wuchs etwas Unsichtbares. Etwas, das nicht benannt werden musste. Etwas, das alle spürten.

Sie erinnerten sich: An den Mann mit dem vollen Kühlschrank, der lernte, dass Nähe mehr nährt als Nahrung. An die Frau im Glashaus, die aufhörte, sich selbst zu zeigen – und begann, andere sichtbar zu machen. An das Kind mit dem Ball, das verstand, dass Spielen nur dann Freude macht, wenn man nicht allein ist. An die Gruppe im Tal, die erkannte,

dass Teilen nicht Gleichheit bedeutet, sondern Vertrauen.

Und sie erinnerten sich an sich selbst. An ihre Angst, zu wenig zu haben. An ihre Sehnsucht, gesehen zu werden. An ihre Hoffnung, dass es mehr geben muss als Haben.

Die Stimme, die einst durch den Wind geflüstert hatte, war nun nicht mehr fern. Sie war in ihnen. In ihren Gesten. In ihrem Mut. In ihrem Miteinander.

„Was du teilst, wird mehr. Was du gibst, bleibt. Was du verbindest, heilt.“

Der Kreis war nun nicht mehr nur ein Symbol. Er war ein Raum. Ein Anfang. Ein Versprechen. Und während sie dort saßen, in Stille und Wärme, wurde klar:

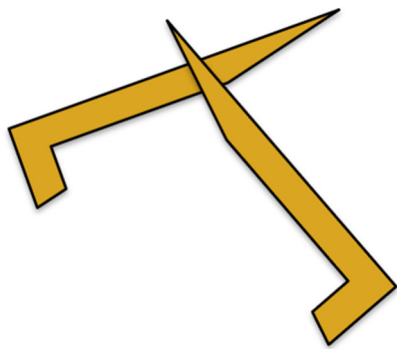
**Teilen ist nicht das Wichtigste im Leben.
Es *ist* das Leben.**

Und das war....

Teilen

....die etwas «andere Geschichte»

Vielen Dank für's Lesen und
deine geschätzte Zeit



Teilen

Autor:

Martin & ChatGPT -> Unterstützung Formulierungen / Punktuelle

Inputs

Sprich mit mir unter +41 77 462 84 00